

# Die Tragödie Hohenasperg

(1777–1787)

*Eine psychologisch-graphologische Studie*

*Von Walther Bacmeister*

## I.

Es wird wohl im schwäbischen Schrifttum nur wenige Dichter und Schriftsteller geben, von denen eigenhändig Geschriebenes in solcher Menge in der Urschrift noch vorhanden und der Nachwelt überliefert ist, wie dies bei unserem Landsmann Christian Friedrich Daniel Schubart (1731–1811) der Fall ist. Denn Schubart war ein vielseitiger Dichter und Journalist, ein fleißiger Briefschreiber, der seinem überströmenden Herzen, namentlich in Briefen an Familienmitglieder, Verwandte und Freunde – nicht immer zu seinem Vorteil! – gerne freien Lauf ließ. Ein großer Teil seiner Briefe befindet sich in öffentlichem Besitz in guter Verwahrung und steht der literarischen Forschung in entgegenkommender Weise zur Verfügung.

Viele dieser Briefe waren einstens im Erbgang auf zwei Urenkel Schubarts übergegangen, den Landgerichtsrat Kern in Ellwangen und die Ehegattin des Rechnungsrats Hermann Bacmeister, Angelica, geb. Kern, Tochter des Tübinger Theologieprofessors Friedrich Heinrich Kern. Der Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874) hatte sie erworben und auf ihnen seine große Biographie Schubarts in zwei Bänden aufgebaut. Die beiden Kinder von Strauß, Generalarzt Dr. med. Fritz Strauß und Georgine, verheiratete Heußler, haben den Großteil dieser Briefe der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart hochherzig zum Geschenk gemacht. Ein Teil von Schubarts Briefen und Gedichten in handschriftlicher Form ist in den Besitz des Schillermuseums in Marbach übergegangen. Einen kleinen Rest Schubartscher Dokumente aus Bacmeisterschem Familienbesitz habe ich erhalten. Er ist eine Zierde meiner Handschriftensammlung.

Die Daten der Lebensschicksale der beiden Männer und deren Frauen, von denen im nachstehenden hauptsächlich die Rede ist, des Herzogs Karl Eugen in Württemberg (1728–1793), seiner Gattin Franziska (1748–1811), des Dichters Chr. Fr. D. Schubart (1731–1811) und dessen Ehegattin Helene, geb. Bühler (1743–1819), sind im allgemeinen bekannt.

Über wichtige Einzelheiten herrschen jedoch noch Zweifel, so z. B. über den wahren Grund, der den Herzog zur Verhaftung Schubarts und namentlich zur grausamen Länge seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasperg veranlaßt hatte. Auch einer der jüngsten Biographen Schubarts, Konrad Gaiser, sagt in seiner trefflichen Lebensbeschreibung (Schwäbische Lebensbilder, 1940, Band I, Verlag W. Kohlhammer): „Warum er verhaftet wurde, warum er so lange verhaftet blieb, hat er nie erfahren und auch wir wissen es nicht.“ Schubart selbst meint, der Grund seiner Verhaftung beruhe auf „Priesterhaß“, namentlich der Jesuiten, die er, der Protestant, wiederholt insbesondere in seinem Organ, der „Deutschen Chronik“, angegriffen habe. Herzog Karl Eugen, selbst katholisch, sei am Hofe Friedrichs des Großen von Jesuiten erzogen worden.

Goethe sagt einmal, alle Wahrheit sei einfach. Daran halte auch ich mich. Die tiefe innere Abneigung, die der hochgeborene Fürst und Landesherr gegen den einfachen Bürger und „Untertan“ und dasselbe Gefühl, das dieser gegen jenen hatte und das sich im Lauf der Jahre bis zum gegenseitigen Haß steigerte, beruht auf der Naturanlage der beiden Männer. Beide sind ihr hemmungslos verfallen, man kann sagen, sklavisch von ihr unterjocht worden. Diese Veranlagung zu verleugnen oder zu unterdrücken, ist ihnen unmöglich. Eine Belehrung von Freunden oder Angehörigen wäre von beiden aufs heftigste zurückgewiesen worden. Sie folgten ihrem innersten Naturtrieb, der vielfach in schroffem Gegensatz zur christlichen Sittenlehre stand, der aber auch, wie nicht verkannt werden darf, manche guten, freundlichen Züge und Handlungen aufzuweisen hat. Bei beiden kann neben verletzender Schroffheit eine Gutmütigkeit festgestellt werden, die die Herbheit ihres Wesens wieder sänftigte. Mit Recht konnte der Herzog die Gründung der Hohen Schule, die seinen Namen trug, als sein eigenes Werk ins Feld führen, das nicht wenige bedeutende Männer zum Segen des Landes aus seinen Reihen entließ. Und an Schubarts Patriotismus, an seiner zärtlichen Vaterliebe, die er seinen beiden Kindern Ludwig und Juliane durch sein gan-

zes Leben hindurch bezeugte, kann nicht gezweifelt werden.

Beide Männer verstoßen aufs gröblichste gegen die vom Sittengesetz anerkannten Grundsätze einer christlich geführten Ehe. Die erste Gemahlin des Herzogs, Prinzessin Elisabeth Sophia Friederike von Bayern, verläßt nach kurzer Ehe den Herzog. Sie wird ihre Gründe hierzu gehabt haben.

Der ehelos gewordene Fürst weiß sich zu helfen: Er entführt 1772 die dreiundzwanzigjährige Frau Franziska Baronin von Leutrum ihrem am Altar ange Trauten Gatten durch einen zur Nachtzeit von gedungenen Helfern ausgeführten Überfall, der die junge Frau dem Herzog in die Arme führt. Und sie wird die Geliebte des Herzogs, um nie wieder zu ihrem Gatten zurückzukehren. Karl Eugen ließ sie durch das Evangelische Konsistorium von ihrem rechtmäßigen Gatten scheiden. 1774 wird sie durch Kaiser Joseph II. zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben; 1784 ließ sich der Herzog insgeheim mit ihr trauen, 1786 wird die Vermählung öffentlich bekanntgemacht.<sup>1</sup>

Aber die Natur hat sich gerächt. Sie hat dieser Verbindung den heißersehnten Thronerben versagt. Und Schubart besaß die Kühnheit (um nicht einen anderen Ausdruck zu wählen), in seinem Organ „Deutsche Chronik“ auf dieses Mißgeschick hinzuweisen, das auch andere, von ihm namentlich angeführte regierende Häupter getroffen habe. Selbstverständlich blieb dies dem Herzog nicht verborgen. Und was mag er empfunden haben, als er das berühmte Gedicht Schubarts „Die Fürstengruft“ las, das im zweiten Jahr der Kerkerhaft entstand und 1781 im „Frankfurter Musenalmanach“ veröffentlicht wurde? Ein Gedicht, das die Vergänglichkeit der Königreiche und all ihrer Träger also schildert:

Da liegen sie, die stolzen Fürstentümer,  
Ehmals die Götzen ihrer Welt!  
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer  
Des blassen Tags erhellt!

(Dieselbe vernichtende Kritik übte Schubart an der Hohen Schule des Herzogs, die er „Sklavenplantage“ nannte.) Daß die Abneigung des Herzogs gegen Schubart nach der Veröffentlichung eines solchen Gedichtes nur gesteigert wurde, erhellt ohne weiteres. Wenn auch im Laufe der Zeit der Vollzug der Haft Milderungen erfuhr – der Gefangene durfte sich auf der Festung frei bewegen, er durfte Besuche empfangen, u. a. den von Schiller –, so schlugen doch

alle Versuche fehl, ihm die Freiheit zu verschaffen. Ein Kniefall der 76jährigen Mutter, die anlässlich der Jubiläumsfeier der Heidelberger Universität im Jahre 1786 von der Professorenschaft einstimmig vorgelegene Bitte, weitere zahllose Bittgesuche von maßgebenden Persönlichkeiten – nichts vermochte den Herzog milder zu stimmen. Und wie konnte dieser Fürst die ungeheuerliche Tat, die eigenen Landeskinder als Soldaten an fremde Staaten zu verkaufen, vor seinem Gewissen rechtfertigen? Das vom Herzog bei diesem Sklavenhandel eingenommene Geld wurde in einer verschwenderischen Hofhaltung vergeudet, auf Jagden und Reisen ins Ausland verprast, so z. B. bei einem Besuch des Karnevals in Venedig mit großem Gefolge. Bei einem einzigen Fest in Ludwigsburg machte der Herzog Geschenke im Wert von 50 000 Talern!

Nur einer hatte den Mut, nicht zu schweigen: Schubart. In seinem ebenfalls berühmt gewordenen „Kaplied“ hat der Unerschrockene seinem patriotischen Gefühl erschütternden Ausdruck verliehen:

Auf, auf! ihr Brüder und seid stark,  
Der Abschiedstag ist da!  
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!  
Wir sollen über Land und Meer  
Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,  
Ihr Brüder, um uns her;  
Uns knüpft so manches teure Band  
An unser deutsches Vaterland,  
Drum fällt der Abschied schwer.

Am 27. Februar 1787 – Schubart saß an diesem Tag noch als Gefangener auf dem Hohenasperg – marschierte das erste Bataillon des „Kapregiments“ aus Ludwigsburg ab; am 2. September desselben Jahres folgte das zweite. Dazwischen – am 7. Mai 1787 – lag die Entlassung des Dichters aus der Gefangenschaft.

Der junge Schubart sollte nach dem Wunsch seines Vaters, der in Aalen als Geistlicher, Praeceptor und Musikdirector tätig war, das Studium der Theologie ergreifen. In Erlangen, wo er sich auf diesen Beruf vorbereiten sollte, führte der Student ein wildes, der Gottesgelahrtheit nicht sehr ernstlich gewidmetes Leben, das ihn in den Schuldurm brachte. Dort empfing er – ein offenbar fideles Gefängnis! – den Besuch einer Freundin! Seine Bewerbung um die Hand eines Mädchens aus angesehener Erlanger Familie wurde von dem Vater abgewiesen, dem die Führung des Bewerbers mißfiel.

Im Herbst 1763 erhielt der junge Schubart die Stelle eines Praeceptors und Organisten in der Ulmischen Kleinstadt Geislingen. Nach kurzem dachte er auch dort wieder, daß es nicht gut sei, wenn der Mann allein sei, und bewarb sich abermals um die Hand einer Bürgerstochter einer alten Geislinger Familie. Dem Vater, dem Oberzoller Johann Georg Bühler, kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er dem unvergorenen Brausekopf seine Tochter Helene, ein Mädchen von 20 Jahren, das die Welt noch nicht kannte, ohne sorgfältige Prüfung zur Frau gab.

Und wie, so fragen wir, hat der junge Stürmer, der eigentlich am liebsten sein ganzes Leben hindurch den Sturm und Drang nicht abgelegt hätte, wenn nicht ein anderer dazwischen getreten wäre – wie hat der Junglehrer und junge Ehemann *sein* Amt und *seine* Ehe geführt?

Über seinen Beruf als Lehrer in Geislingen wird ein Vorkommnis berichtet, das die wilde Unbeherrschtheit seines Charakters in einem sehr trüben Licht erscheinen läßt. Der Zornwütige schlug („peitschte“ heißt es in jenem Bericht) auf einen Schüler derart unbarmherzig ein, daß die ganze Schulklasse den Praeceptor „kniefällig“ bat, von weiteren Schlägen abzulassen! Noch wochenlang lag der arme Knabe an den Folgen dieser Mißhandlung darnieder. Wenn der Junge dieser Untat etwa erlegen wäre, hätte ein Jurist auch der damaligen Zeit diese Handlung als ein Verbrechen des Totschlags betrachten müssen.

Sein eigener Sohn Ludwig berichtet in seinem Buch über den Vater: Wenn Schubart einmal das Schulehalten lästig geworden sei, sei er, statt zur Schule zu gehen, „zum Tor der Stadt hinausgegangen, um sich als Anachoret in Wald und Feld herumzutreiben.“<sup>2</sup>

Über die ersten Jahre der jungen Ehe ist leider auch nicht viel Gutes zu berichten. Bei seiner Überheblichkeit gegenüber Personen einfacherer Bildung, wie sie die damalige Volksschule vermittelte, und dem jähzornigen Charakter Schubarts kam es des öfteren vor, daß er seine Frau schlug. Sie suchte Schutz bei ihrem Vater, der seinerseits den Obervogt um Abhilfe bat. Über den Erfolg dieser Bemühungen ist nichts bekannt.

Im Jahr 1769 entschloß sich Schubart, das Geislinger Schulamt aufzugeben und nach Ludwigsburg als beamteter Musiker überzusiedeln. Der treue Freund Balthasar Haug, Professor daselbst, hatte ihm eine Stelle als Musikdirector verschafft. Ein folgenschwerer Entschluß!

Das Leben in der Garnisonstadt mit ihren Offizieren, ihren vielfach fremdländischen Künstlern, deren freieren Sitten er sich nur zu gerne anschloß, ver-

führte Schubart beim Mangel jeder Selbstzucht dazu, auch hier wieder sein Amt nachlässig zu verwalten. Er setzte das sittenlose Leben, das er schon vor seiner Ehe geführt hatte, durch Trunk und Ausschweifungen fort, so daß er zum Schaden seiner körperlichen Kraft und seelischen Gesundheit immer tiefer sank. Er vergaß seine Pflichten gegen Ehefrau und Familie. „Er trat“, sagt Strauß in seiner Lebensbeschreibung (2. Aufl., 1874), „seine Ehe mit Füßen.“ Auch die Biographie aus der jüngsten Zeit, von Konrad Gaiser, schließt sich mit denselben Worten diesem Urteil an. Es ist der um ihr Glück betrogenen jungen Frau wahrlich nicht zu verargen, daß sie ihren Mann verließ und mit ihren beiden Kindern nach Geislingen ins Elternhaus zurückkehrte.

Die Folge der schlechten Führung Schubarts war die Enthebung vom Amt und die Ausweisung aus dem Land Württemberg. Er führte in den nächsten Jahren ein ruheloses Leben von Stadt zu Stadt, meistens vom Erteilen von Musikunterricht lebend, bis er endlich von München 1774 nach Augsburg kam. Dort gründete er, seinen eigentlichen Lebensberuf erkennend, als freier Schriftsteller und Journalist die zweimal wöchentlich erscheinende politische Zeitschrift „Deutsche Chronik“, die er bis an sein Lebensende fortführte.

Wenn einer, hätte er einer Volksvertretung angehören müssen. Er wäre ein Parlamentarier von Format geworden: mutig angreifend, scharf verurteilend, wo immer er Unrecht witterte. Er kannte die Sprache des Volkes und sprach sie mit einem herrlichen, kraftvollen Organ, vergleichbar einem römischen Volkstribun, der unabhängig und für seine Person unverletzlich, sakrosankt war. Aber – ein anderer, Mächtigerer trat dazwischen und verhinderte schon den Anfang einer solchen Laufbahn.

Sein Bleiben war auch in Augsburg, der paritätischen Stadt, nur von kurzer Dauer. Er griff in seiner Zeitung die Jesuiten an, machte Schulden, die er nicht bezahlte – die Ausweisung wurde ihm angedroht. Nach dreiviertel Jahren schon mußte er die Stadt verlassen. Er siedelte nach der freien Reichsstadt Ulm über und wurde deren Bürger. Dort führte er seine Zeitschrift weiter.

Durch seine musikalische Tätigkeit verbesserte er seine wirtschaftliche Lage, so daß er auch seine Familie wieder zu sich nehmen konnte. Aber das Glück war nicht von langer Dauer. Das einschneidendste, folgenschwerste Ereignis in Schubarts Leben war seine am 22. Januar 1777 auf Befehl des Herzogs Karl Eugen in Blaubeuren, also auf württembergischem Staatsgebiet, durch herzogliche Be-

amte erfolgte Verhaftung. Sie war rechtlich unmöglich, verletzte sie doch die staatsrechtliche Hoheit der Reichsstadt Ulm. Denn Schubart war, wie erwähnt, Ulmer Bürger.

In welchem Kopf dieser Plan entstanden ist, ob in dem des Herzogs selbst oder in einem seiner nur zu bereitwilligen Untergebenen, ist nicht bekannt. Jedenfalls zeugt er von einer hervorragenden Einfühlung in die Psyche des Verhafteten, denn er traf dessen verwundbarste Stelle, seinen Dünkel, seine Eitelkeit. Man hatte ihm nämlich vorgespielt, ein fremder Herr, dessen Name vorerst unbekannt bleiben sollte, wünsche ihn, den berühmten Dichter und Musiker, kennenzulernen. Und prompt fiel Schubart auf den Schwindel herein, obwohl ihn seine Frau ausdrücklich gewarnt hatte.

Beachtlich ist, daß Franziska, die damalige Reichsgräfin von Hohenheim, anwesend war, als Schubart in das Gefängnis abgeführt wurde.

Was eine zehnjährige Gefangenschaft für einen Feuergeist wie Schubart bedeutete, braucht nicht näher geschildert zu werden. Wenn auch der im ersten Jahr aufs grausamste durchgeführte Strafvollzug – Entziehung einer Schlafstätte, Mangel an Frischluft, Verbot der schriftlichen Verbindung mit der Außenwelt u. a. m. – später Erleichterungen erfuhr, unmenschlich war und blieb es, ihm den Besuch seiner alten Mutter und seines Bruders zu verweigern, grausam war es, den ersten und einzigen Besuch von Frau und Kindern erst im neunten Jahr seiner Gefangenschaft zu bewilligen. Das steinerne Herz des Herzogs blieb ungerührt, ein Verhalten, das nur als Sadismus zu bezeichnen ist.

Endlich, am 11. Mai 1787, schlug die Stunde der Befreiung! Der Herzog selbst verkündigte dem Gefangenen mit den Worten: „Schubart, er ist frei!“ das Ende der Gefangenschaft. Auch diesmal war die inzwischen zur Ehegattin und Herzogin von Württemberg erhobene Franziska von Hohenheim anwesend.

Was den Herzog zur endlichen Freilassung Schubarts bewog, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Vielleicht haben politische Erwägungen eine Rolle gespielt. Nicht unbekannt geblieben ist gewiß Karl Eugen die hohe Verehrung Schubarts für den großen preußischen König, aus der er in seiner „Deutschen Chronik“ und in mehreren Gedichten kein Hehl machte, sowie die Tatsache, daß sein einziger Sohn Ludwig mit des Vaters Zustimmung eine angesehene Stellung im preußischen Staatsdienst erhalten hatte. Oder sollte schließlich die Frau, die vor allem auf den alternden Herzog einen mildernden Einfluß aus-

übte, ihre Hand im Spiel gehabt haben? Läßt sich nicht die Möglichkeit denken, daß sich das Herz der hochmögenden Frau zum Herzen der armen, gequälten Frau des Gefangenen gefunden hat; daß sie, die früher ihr von Schubart zugefügte Kränkung vergessend, die Freilassung durch ihre Fürsprache bewirkte? Alle diese Fragen sind von einem Geheimnis unwittert, das die Herzoginwitwe am 1. Januar 1811 in die Gruft der Martinskirche des Schlosses zu Kirchheim u. T. mitnahm. Im Jahr 1906 hat der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein übrigens in dieser Kirche zu ihren Ehren eine Gedenktafel anbringen lassen.

Ehe ich zur kritischen Würdigung der einschlägigen Autographen meiner Sammlung übergehe, soll noch die Frage beantwortet werden: Wer hat in dem Kampf zwischen diesen beiden Kraftnaturen den Sieg davongetragen, der Fürst oder der „Untertan“? Die Antwort kann nicht zweifelhaft ausfallen.

Beide Männer hatten viel, allzuviel Gleichartiges in ihrem Charakter. In sittlicher Beziehung – im engsten Sinne, dem anderen Geschlecht gegenüber – waren sie das Gegenteil des Vorbildes, das sie nach dem ihnen übertragenen Amt hätten sein sollen. Es erübrigt sich, dazu noch Näheres auszuführen. Vor allem waren die beiden ausgesprochene Willensmenschen. Ihr Ziel ist dasselbe: den anderen zu „erziehen“. Der eine möchte am liebsten den anderen zu einer Art „schwäbischen Voltaire“ formen; dieser jenen zu einer Idealgestalt wie es sein Idol, der preußische König, war. Dieses Ziel hat keiner der beiden Männer auch nicht entfernt erreicht. Dem Herzog waren durch den Zufall der Geburt die größten Machtmittel gegeben; er hat von ihnen, wie wir sahen, rücksichtslosen Gebrauch gemacht. Schubart ward von einer höheren Macht die Gabe des Wortes in gebundener wie in ungebundener Form verliehen. Er hat diese Gabe voll ausgeschöpft. Sein Ziel war ein politisches. An seiner echten Vaterlandsliebe ist nicht zu zweifeln. Er hatte ein größeres Deutschland vor Augen. Er war begeistert für deutsche Kunst, deutsche Sprache, deutsche Sitte. Dem Fürsten ist es geglückt, durch die rechtswidrige Verhängung einer grausam langen Haft die Kraft seines Gegners körperlich und geistig zu lähmen und schließlich zum Erliegen zu bringen, so daß er nach der Entlassung nur noch ein Schattendasein führte. Aber der „Untertan“ hat durch seine ihm verliehene Macht, durch das Wort, erreicht, den Fürsten vor dem unerbittlichen Richterstuhl der Geschichte für alle Zeiten zu brandmarken. Das Wort hat gesiegt, nicht das Unrecht, die rohe Gewalt!

## II.

Die Handschrift Schubarts ist sehr verschiedenartig. Er selbst schreibt einmal in einem Brief vom Hohenasperg am 22. Oktober 1785 an seine Frau: „Die Schubarts sind seit Jahrhunderten Schönschreiber und in der Musik berühmt.“ Er hatte ja immer eine gute Meinung von sich gehabt und pflegte sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Gerne richtete er seine Handschrift, ja sogar das Format seines Briefpapiers nach der Eigenart des Empfängers. So ist eine Quittung Schubarts aus der Geislinger Schulmeisterzeit vom 21. April 1766 für fünf Viertel Roten und zehn Viertel Weißen im amtlichen großen Format (33 × 20 cm) an den Fruchtkasten in prächtiger, schwungvoller Schrift mit „Christ. Fried. Daniel Schubart Praec. & Musices Director“ unterzeichnet.

Ganz anders sind die Schreiben vom Hohenasperg: Der Brief vom 15. Juli 1785 und das Geburtstagsgedicht vom 16. Juli 1786 an das geliebte Töchterchen Julchen in kleinster, zierlicher Schrift, wie vielleicht die Damen des Rokoko ihre Liebesbriefe abgefaßt haben mochten. Der Anfang des Briefes, im Format 20 × 11 cm, lautet: „Der Abschied von Dir, süßes Julchen und von Deiner guten Mutter und von dem kreuzbraven Ludwig hat mich Thränenströme gekostet. Eine so theure Familie, die dem armen gefesselten Vater nach 9 Jahren wieder am Halse hängt und ihm einige Tage zu Paradiesestagen umschafft, wieder verlassen zu müssen, o das ist Höllenqual für Herzen, die fühlen können . . .“

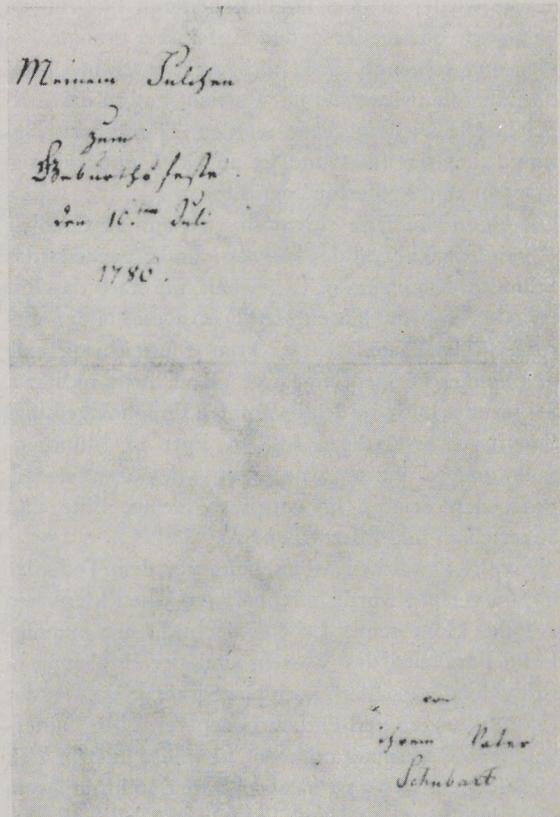
In demselben Format und in derselben zierlichen Schrift schreibt der Vater am 16. Juli 1786 zum 19. Geburtstag Julchens ein Gedicht von dreizehn Strophen. Dieses Gedicht, das meines Wissens noch nicht veröffentlicht wurde, ist von unbedeutendem poetischem Wert. Das Vorsatzblatt mit Schubarts Unterschrift ist in der rechten Spalte abgebildet.

Es folgt ein Brief des Herzogs an Professor Bök mit dem Datum Hohenheim, 6. März 1781. In diesem Brief bestätigt der Herzog den Empfang der Rede des Candidaten Paulus anlässlich seines Geburtstages am 11. Februar 1781. Die zwölf Zeilen sind nicht von der Hand des Herzogs, aber die Unterschrift ist echt. Sie zeigt deutlich die von der eigenen Größe und Bedeutung überzeugte Natur des Schreibenden. Nebenstehend das Faksimile der Unterschrift.

Der Herzog scheint persönlich eine fleißige Feder geführt zu haben, insbesondere über seine Reisen. Peter Lahnstein berichtet in seinen „Schwäbischen Silhouetten“ (bei W. Kohlhammer, 1961) in einer

Christ. Fried. Daniel Schubart  
Praec. & Musices Director.

Schubarts Unterschrift unter einer Quittung vom 21. April 1766



Vorsatzblatt zu dem Geburtstagsgedicht für Julchen vom 16. Juli 1786

Unterschrift des Herzogs Karl Eugen

besonders anziehenden Studie „Karl Eugen besichtigt die Revolution“ über eine im zweiten Jahr der großen Revolution mit der Herzogin nach Paris ausgeführte Reise: „Es ist erstaunlich, was alles die hohen Herrschaften gesehen und erlebt haben . . . Wir legen das Tagebuch aus der Hand. Es ist, als ob wir mit dem dicken Bündel reinlich beschriebenen Papiers – denn seiner Fränzel zulieb hat Karl seine ungestüm ausfahrende Handschrift gezügelt – ein Stück Geschichte leibhaftig in der Hand gehabt hätten.“

Am 26. April 1791 erfolgte die Abreise des herzoglichen Paares aus dem Tumult der wabernden Weltstadt. „Wie mögen die Reisenden aufgeatmet haben, als sie wieder in dem ländlich heiteren Hohenheim ankamen, das in der ersten Apfelblüte prangte.“ – Der nun folgende, noch nicht veröffentlichte Brief der Herzoginwitwe soll im Wortlaut und in der Originalgröße wiedergegeben werden. Er trägt das Datum 1. Februar 1804 und ist an einen unbekanntem „Doctor und Professor“ gerichtet.

Die Herzogin hatte sich nach dem am 24. Oktober 1793 erfolgten Tod des Herzogs als Witwensitz das Schloß in Kirchheim u. T. gewählt. Sie starb daselbst im Alter von 63 Jahren (1811). Angesichts der charakterlichen Eigenart dieser Frau traute ich mir eine graphologische Deutung ihrer Handschrift nicht zu. Ich wandte mich an den bekannten Graphologen und Schriftsachverständigen M. W. Eger in München-Solln und bat ihn um eine Analyse des oben wiedergegebenen Briefes. Er entsprach meiner Bitte und äußerte sich folgendermaßen:

„Der Brief, welcher sieben Jahre vor dem Tode der Gräfin verfaßt wurde, offenbart uns einen Menschen auf der Höhe seines Lebens, der nicht nur mannigfache Parallelen des Wissens und der Erfahrung in sich vereinigt, sondern auch eingegrabene Spuren der Enttäuschungen und Entbehrungen verrät. In Lauterkeit und Gesinnung erhaben, für die damalige Zeit vielleicht ein wenig zu idealistisch und kühn in ihrem Gerechtigkeitsempfinden, hat sie bei aller Rechtschaffenheit in manchen Kreisen Anstoß gefunden. Entwicklungsmäßig dürfte es so gewesen sein: Schreiberin hat sich *nicht* mit der Rolle des satten und begüterten Adels begnügt, sondern sie hat sich mehr und mehr um Dinge und Ansichten gekümmert, die ihr zu einer Art „Weltanschauung“ wurden. Sie *dachte* mehr als wirklich zu leben; einer großen Idee und Überzeugung zuliebe hat sie die eigene Seele unterdrückt und verkümmern lassen, sofern das nicht auch von anderer Seite bewirkt wurde, denn irgendwie fehlt ihr die anspruchsvolle, generöse und kommandierende Mentalität. Im Gegenteil, die

Analysantin hat sich mehr als nötig an ihrer freien Entfaltung verhindern lassen; sie war zum Zeitpunkt des Briefes ein unglücklicher, gedemütigter und gebrochener Mensch.

Aber gerade dieser seelische Tatbestand zwang sie, mit allen Mitteln der „kleinen Diplomatie“ zu wirken und zu kämpfen. Denjenigen Menschen, die ihr wohlgesinnt waren, brachte sie gewiß keine Feindschaft entgegen; wohl aber denen, die sie bekämpften. Und so vereinigen sich in ihrem Wesen willentliche Intensität mit sensibler Empfindsamkeit, die begreiflicherweise das schwache Volumen ihres schlichten Gemüts zersplitterten. Offenbar hat die Schrift-eignerin sehr arg unter den *Spannungen* ihrer Seele gelitten, vor allem deshalb, weil sie nicht genug Vitalität und Durchsetzungskraft besaß, ihr Leben kraftvoll nach der einen oder andern Seite hin einzusetzen. Das bedrückte sie oft und erzeugte Minderwertigkeitsgefühle, aus denen dann Heimlichkeit, Berechnung und Kritiksucht erwachsen.

Ansonsten war sie sparsam, haushälterisch, einfach und eher „volkstümlich“ als vornehm. Ihr Herz war rein und sie war davon überzeugt, in ihrer jeweiligen Lage das Richtige zu tun. Und doch hat sie sich mehr geschadet als genützt.“

### III.

Der Journalist und Dichter Albert von Winterfeld (1832–1908) hat der Frau Helene Schubart in der früher erschienenen Halbmonatsschrift „Schwabenland“ (Nr. 3, 1899) ein „Gedenkblatt zur 80. Wiederkehr ihres Todestages“ mit Bild<sup>3</sup> gewidmet, dessen einleitende Worte lauten: „Unter den deutschen Dichtergattinnen nimmt die Gemahlin Schubarts nur einen bescheidenen Raum ein, wenn man sie nach dem Maßstabe ihrer geistigen Bildung beurteilt, einen hervorragenden aber, wenn die hundertfach auf die Probe gestellte Liebe und Treue eines alles duldenden, alles tragenden, alles verzeihenden Frauenherzens als Wertmesser gelten darf. Wie ihr Geist im Umgang mit ihrem Manne sich allmählich entwickelte, so wuchs und festigte sich auch ihr Charakter unter der Fülle der ihr auferlegten Leiden, die sie, siegreich kämpfend, überwand.“

In meiner Autographensammlung befinden sich noch zwei Stücke, die einer besonderen Würdigung wert sind. Es sind dies zwei Briefe der Gattin Schubarts an den Enkelsohn, den „Herrn Studenten Kaufmann im Kloster zu Maulbronn“ aus Stuttgart vom „letzten Tag des Jahres 1806“ und vom 11. Februar 1807.



Wulstged am letzten Tag des Jahres 1806

Lieber Tante!

Dein freundl. Brief hat mich sehr erfreuet  
zu wissen, dass du dich zu Hause so wohl  
hast. Ich hab' dich sehr lieb und hoffe  
dich zu sehen. Ich hab' dich sehr lieb  
und hoffe dich zu sehen. Ich hab' dich  
sehr lieb und hoffe dich zu sehen.  
Ich hab' dich sehr lieb und hoffe dich  
zu sehen. Ich hab' dich sehr lieb und  
hoffe dich zu sehen. Ich hab' dich  
sehr lieb und hoffe dich zu sehen.

Ich hab' dich sehr lieb und hoffe dich  
zu sehen. Ich hab' dich sehr lieb und  
hoffe dich zu sehen. Ich hab' dich  
sehr lieb und hoffe dich zu sehen.  
Ich hab' dich sehr lieb und hoffe dich  
zu sehen. Ich hab' dich sehr lieb und  
hoffe dich zu sehen. Ich hab' dich  
sehr lieb und hoffe dich zu sehen.

Brief der Helene Schubart an ihren Enkel vom letzten Tag des Jahres 1806

Sie sind familiären Inhalts und ohne besondere Bedeutung, aber mit fester Hand von der 63jährigen Großmutter geschrieben. Dieser Enkel war ein Sohn der Tochter Julie, die den Kammervirtuosen (Cellisten) Johann Kaufmann geheiratet hatte. Aus Raumgründen kann nur einer der beiden Briefe – der vom letzten Tag des Jahres 1806 – im Faksimile wiedergegeben werden.

Zur graphologischen Begutachtung habe ich auch die beiden Briefe Herrn M. W. Eger vorgelegt. Er hat eine überaus fesselnde Deutung abgegeben, die ich leider aus denselben Gründen nur auszugsweise wiedergeben kann:

„Die . . . Briefe offenbaren den Typ einer zwar einfachen, aber durch und durch *guten* Frau mit einem großen Herzen und gesundem Verstand. Die feinen Elemente der Bildung sind eingebettet in die Energie zur praktischen Rührigkeit. Denn mutmaßlich wurde dieser Frau nichts, aber auch gar nichts geschenkt. Immer bereit, sich einzusetzen, zu opfern und mitzuwirken, gerät sie manchmal in Gefahr, zu den Dingen und Menschen den Abstand zu verlieren. Ihre Betriebsamkeit ist fast zu intensiv; es fehlt nicht an Stimmungsschwankungen, denn wie oft mögen Hoffnung und Resignation gewechselt haben. Aber dieser seelischen Beeindruckbarkeit setzt sich die große Vertrauensbereitschaft in die *Gerechtigkeit* entgegen. Schreiberin wollte und mochte nicht an das „Böse“ glauben, denn sie ist zu redlich und ehrlich; Ränke und Bosheit können sich in ihrem Gemüt nicht einnisten . . . Die Gefühle dieser Frau reichen

von starker Beeindruckbarkeit und tiefer Liebe bis zu leidenschaftlicher Hingabe an die Pflicht des Tages . . .“

Besser als in diesem treffsicheren Gutachten des Graphologen konnte das Wesen der einfachen Bürgersfrau Helene Schubart nicht geschildert werden. Ihr hatte der „liebe Schöpfer und Erhalter“ auf den Lebensweg einen trefflichen *Charakter* mitgegeben, mit dem sie alle Personen, die an dem Trauerspiel Hohenasperg beteiligt waren, weit überragt – Männer wie Frauen, den Herzog selbst und die Herzogin, hohe Offiziere und Geistliche, Beamte und deren Helfershelfer, ja den eigenen Ehegatten. Sie hatte keine „Erziehung“ nötig; sie hätte ihrem haltlosen Mann ein Vorbild sein können. Daß er darauf in seinem Dünkel verzichtete, war seine Schuld und wurde ihm zum Verhängnis. Helene Schubart hat ihren Mann und ihre beiden Kinder überlebt. Sie starb in kümmerlichen Verhältnissen am 25. Januar 1819 im Alter von 76 Jahren. Sie ist, wie alle ihre Angehörigen, auf dem Hoppenlau-Friedhof in Stuttgart begraben, einer Oase, an deren Rand die Wellen der Großstadt sanft verebben.

<sup>1</sup> Daten nach E. Vely, Herzog Karl Eugen von Württemberg und Franziska von Hohenheim, 3. Auflage, Stuttgart 1877. – <sup>2</sup> Ludwig Schubart, Schubarts Charakter von seinem Sohn Ludwig, S. 116. – <sup>3</sup> Dieses Bild, ein Gemälde eines unbekanntenen Malers, war einstens im Besitz der Familie Bacmeister. Es ist heute verschollen. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, den jetzigen Besitz wieder aufzuhellen. Das bekannte Bild Schubarts von dem Maler Oelenhainz befindet sich in der Staatsgalerie Stuttgart.

## Stille Stunde am Wildsee

Du ruhst in wilder Wälder Reigen  
Mit Deiner Wasser dunklem Glanz,  
Ringsum ist tiefes, heil'ges Schweigen  
In Deiner Tannen stummem Kranz.

Es träumt in Dir ein gold'ner Frieden  
Weit von der Zeiten Not und Weh,  
So herrlich weltenabgeschieden,  
Du zauberhafter Schwarzwaldsee.

Klein wird das Kleine, groß das Große.  
Mein Herz wird froh, unendlich weit,  
Als trage mich das Uferlose  
Bis vor das Tor der Ewigkeit.

Werner Conzelmann